

# Der Wiederaufbau der Freiburger Innenstadt nach dem Zweiten Weltkrieg: Denkmalpflege damals und heute

Leo Schmidt



■ 1 Neubauten im großflächig zerstörten Stadtzentrum um 1950. Foto: Stadtarchiv Freiburg.

Das Konzept, das dem Wiederaufbau der im Krieg schwer beschädigten Innenstadt Freiburgs zugrundeliegt, stammt bereits aus den dreißiger Jahren. Diese bemerkenswerte Tatsache ist zwar bereits in einigen Veröffentlichungen – vor allem von B. Vedral (vgl. Literaturangaben) – dargestellt worden; einige gerade aus denkmalpflegerischer Sicht interessante Aspekte sind dabei aber bisher weitgehend unberücksichtigt geblieben. Das Wiederaufbaukonzept und seine von den 20er und 30er Jahren bis in die Nachkriegszeit zu verfolgende Geschichte erlauben zudem Betrachtungen zu den Wurzeln von Teilbereichen der Architektur und des Städtebaus nach dem Krieg, aber auch zur Herkunft und zur Kontinuität der zugrundeliegenden Einstellungen.

Die für die Entwicklung und Verwirklichung des Konzeptes wichtigste Person war Joseph Schlippe (1885–1970). Schlippe war im Jahr 1925, als Nachfolger des gleichaltrigen Karl Gruber, Leiter des städtischen Bauamtes geworden. Von 1946 bis 1951 leitete er das Wiederaufbaubüro für die Stadt Freiburg. Nach seiner Pensionierung vom Amt des städtischen Oberbaudirektors übernahm er zwischen 1951

und 1956 die Leitung des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Südbaden. Er war in erster Linie als Architekt und Stadtplaner aktiv, verstand sich aber immer auch als Bauhistoriker und Denkmalpfleger: Er hatte 1917 an der TH Darmstadt mit einer Arbeit über Louis Rémy de la Fosse in Baugeschichte promoviert; seit 1934 war er ehrenamtlicher Bezirksdenkmalpfleger für Freiburg; ab 1940 staatlicher Bevollmächtigter für die Denkmalpflege im Elsaß. Gerade auch im Umgang mit der Freiburger Altstadt waren seine Konzepte und seine Aktivitäten – aus seiner Sicht – in erster Linie denkmalpflegerisch motiviert und legitimiert. Diese Verwurzelung von Schlippes städtebaulichen Aktivitäten in seiner denkmalpflegerischen Motivation ist der Grund, warum die Geschichte des Freiburger Wiederaufbauplans und seiner Vorstufen auch die Geschichte der Denkmalpflege berührt.

Verschaffen wir uns zunächst einen Eindruck von dem Freiburger Wiederaufbau, ehe wir seine Vorgeschichte diskutieren. Abb. 1 zeigt ein Beispiel für totalen Neuaufbau nach flächiger Zerstörung. Bezeichnend sind glatt verputzte Baukörper, hochrecht-

■ 2 Erhalten gebliebene und wiederaufgebaute Wohnhäuser in dem nur teilweise zerstörten Bereich um Oberlinden sind auf den ersten Blick kaum zu unterscheiden.

■ 3 Die dichte mittelalterliche Baustruktur der Freiburger Innenstadt vor dem 1. Weltkrieg.

■ 4 Die Kaiserstraße als historisch geprägte Geschäftsachse vor dem 1. Weltkrieg.



eckige Fenster in strenger Achsenreihung, darüber kräftige Traufgesimse und hohe Dächer. Diese Bebauung hält sich nicht mehr sklavisch an die alten Fassadenfluchten und Parzellenstrukturen, obwohl gerade auch der Grundriß der 1120 gegründeten Stadt selbst als „hochromanisches Baudenkmal“ galt. Schon 1920 hatte die stadtbaugeschichtliche Dissertation von E. Hamm den planmäßig geordneten „Zähringergrundriß“ mit dem charakteristischen „Achsenkreuz“ entdeckt: Motive, die durch die Veränderungen beim Wiederaufbau heute übrigens weit deutlicher zutage treten als in den Jahrhunderten zuvor. Abb. 2 zeigt demgegenüber die Füllung von einzelnen Kriegslücken im sonst überwiegend erhaltenen Baubestand: Hier fügen sich die neuen Häuser gleichsam als Stadtbildretusche fast unsichtbar ins Stadtbild ein.

Außerordentlich dichte und kleinteilige mittelalterliche Baustruktur prägte den Stadtkern Freiburgs bis zum Zweiten Weltkrieg. Neben einer Reihe weiterer bedeutender historischer Bauten dominierte das Münster im Stadtbild (Abb. 3), doch die überwiegende Zahl der Gebäude gehörte dem vorherrschenden Freiburger Bürgerhaustypus an. Er besteht aus Vorderhaus, kleinem Hof mit seitlichem Laubengang und Rückgebäude und nimmt nicht selten recht schmale, langgestreckte Parzellen ein: eng verschachtelte Hinterhofsituationen sowie schlecht belichtete und schlecht belüftete Wohnsituationen waren daher charakteristisch für die meisten Straßen der Altstadt. Probleme bereitete auch bereits der immer stärker werdende Autoverkehr, der seinen Weg durch die Innenstadt suchte.

Nicht nur diese Struktur der Innenstadt, auch das Straßenbild wurde in den 20er und 30er Jahren als problematisch empfunden. Insbesondere das Bild der Hauptgeschäftssachse, der Kaiser-Joseph-Straße, wurde vor allem von dekorierten wilhelminischen Fassaden geprägt, hinter denen sich indessen überwiegend ältere Bausubstanz verbarg; nur vereinzelt waren seit dem späten 19. Jahrhundert komplette Neubauten entstanden (Abb. 4).

Diese Situation weckte einerseits das Bedürfnis nach Verbesserung der Wohn- und Verkehrsbedingungen, andererseits gab sie auch Anlaß zu zeittypischer Kritik am historistisch geprägten Stadtbild. Mit verschiedenen Mitteln strebte Schlippe Verbesserungen an. Ein Sanierungs- und Verkehrsplan sah Hofentkernungen sowie die Einführung spezieller Zulieferungs-

straßen vor; Arkaden entlang der Hauptachsen sollten die Fußgänger aufnehmen und damit mehr Platz für den Autoverkehr schaffen.

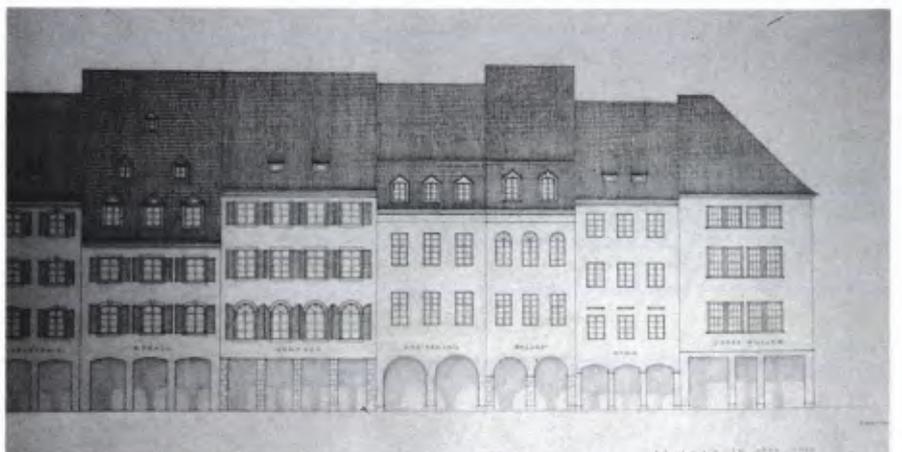
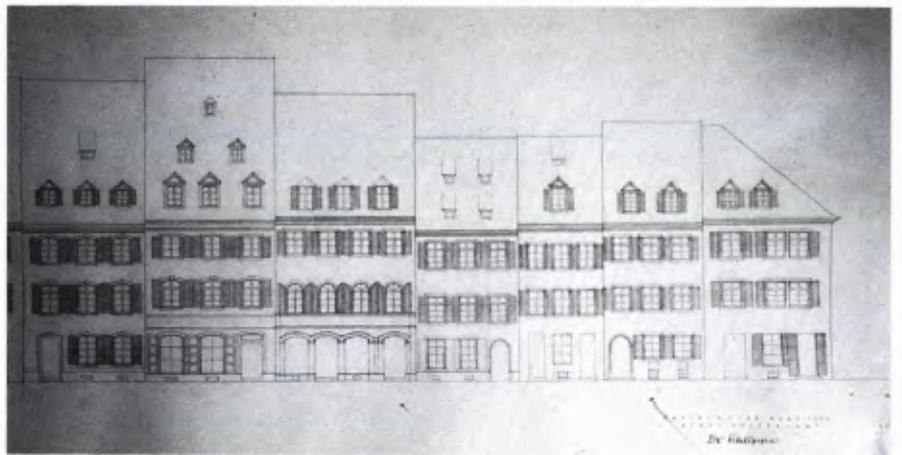
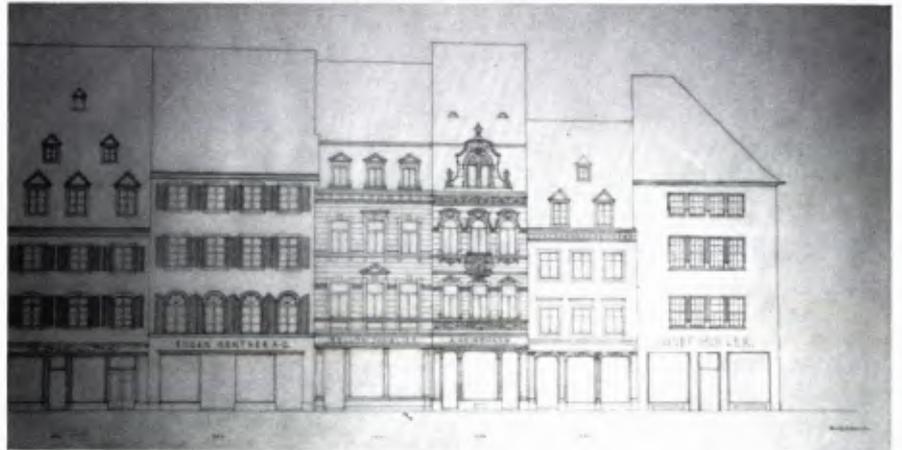
Besonders wichtig wurden die stadtgestalterischen Aktivitäten genommen. Fassadenabrollungen der Hauptachsen dokumentierten den aktuellen Bestand, rekonstruierten den Zustand um 1850 und projektieren die in Zukunft anzustrebende Gestaltung der einzelnen Bauten (Abb. 5–7). Historistischer Dekor sollte dabei entfernt werden. Erste Purifizierungen wilhelminischer Fassaden erfolgten um 1938 (Abb. 8 und 9). Analog dazu wurde Einfluß auf die Gestaltung von Neubauten genommen (Abb. 10).

Allen diesen gestalterischen Aktivitäten der 30er Jahre liegt offenkundig der Wunsch zugrunde, die städtebaulichen Qualitäten eines früheren Freiburg wiederzugewinnen. Der angepeilte Zeithorizont ist die Mitte des 19. Jahrhunderts – aus der Sicht konservativer Stadtplaner die letzte Phase „anständiger Baugesinnung“, in der Bauten noch entsprechend ihrem Rang und ihrer Funktion gestaltet waren, ehe die Gründerzeit und der Historismus mit allen traditionellen Gestaltungshierarchien brachen. Hauptproblem aus dieser konservativ-wertenden Sicht: Die Geschäftshäuser der Jahrhundertwende dominierten im Straßenbild durch vorher unübliche Dimensionen. Schlimmer noch: Sie maßen sich mit ihrem historisierenden Dekor auch einen Apparat an Würdeformen an, der ihnen – architekturgeschichtlich gesehen – nicht nur nicht zustand, sondern der überdies den eigentlichen Baudenkmalern, den kirchlichen und profanen Repräsentationsbauten früherer Jahrhunderte, die Schau stahl. Die Generation vorher, verkörpert durch den rührigen Oberbürgermeister Otto Winterer, hatte auf dieses Problem noch mit der durchaus nicht unproblematischen Methode geantwortet, die alten Baudenkmalen ebenfalls kräftig zu dekorieren oder sie – wie im Fall der mittelalterlichen Tortürme – gar aufzustocken, damit sie im neuen Stadtbild nicht untergehen würden. In den 30er Jahren sah man demgegenüber die einzige Möglichkeit, wieder zu einem ausgewogenen Stadtbild zu kommen, darin, die prätentiosen historistischen Fassaden zu purifizieren, den lauten Dekor abzuschlagen und auf diese Weise die bürgerliche Bescheidenheit des biedermeierlichen Stadtbildes so weit wie möglich wiederzugewinnen.

Die Ablehnung der historistischen Architektur hatte nicht nur ästhetische,

sondern vor allem auch inhaltliche Gründe. Historistische Fassaden waren das Gewand, geradezu das Symbol der kapitalistischen Stadt, einer von Kommerz, Spekulation, Konkurrenz und Individualismus geprägten Stadt. Die aus konservativer, wenn nicht reaktionärer Haltung entspringende Kritik an der kapitalistischen Stadt hat alte Wurzeln, wie eine Postkarte aus den 1890er Jahren veranschaulicht. Betitelt „Freiburg's Kaiserstrasse im 20. Jahrhundert“, zeigt sie einen historistisch dekorierten, viergeschossigen Kaufhauskomplex. Die

einzelnen prächtigen Geschäfte haben durchwegs jüdische Namen, und sie verweisen immer wieder stolz auf ihre internationalen Handelsverflechtungen und Filialen in europäischen Hauptstädten. Die Postkarte zeigt daneben das „von ihren Käufern errichtete“ „Itzig & Cohn Denkmal“: Auf einem dicken Geldsack stehend, reichen sich zwei mit den üblichen physiognomischen Klischees als Juden charakterisierte Geschäftsleute zufrieden die Hand. Historistische Geschäftshausarchitektur als Gewand für internationales Kapital und jüdische



■ 5 bis 7 Beispiele der 1938 betriebenen Planung für die Innenstadtgestaltung. Derselbe Straßenabschnitt an der Kaiserstraße in der Dokumentation des Bestandes um 1938; als Rekonstruktion des Zustandes um 1850; als Projekt der angestrebten Neugestaltung.



■ 8 u. 9 Historistische Kaufhausfassade vor und nach der um 1938 durchgeführten „Purifizierung“.



■ 10 Das Geschäftshaus Müller am Bertoldsbrunnen – 1938 der erste Neubau, der die neuen Gestaltungsvorstellungen umsetzte – war nach dem Krieg auch der erste wiederhergestellte Bau im Stadtzentrum.

Geschäftsleute, die ihre Kunden ausbeuten: ein Komplex von negativ besetzten Klischees, der gerade in den 30er Jahren erst recht Verbreitung gefunden haben dürfte.

Das angestrebte Gegenbild hierzu war ein harmonisches Straßenbild, bestehend aus bescheiden auftretenden Einzelbauten, in denen biedere deutsche Geschäftsleute gleichsam nach zünftischen Regeln miteinander kooperieren sollten. Mit dem Zusammenwirken der Bauten und dem Einordnen des Einzelbaus in die übergeordnete städtebauliche Gesamtheit würde dann den (relativ wenigen) anerkannten Baudenkmalen eine unangefochtene Leitfunktion zukommen. Als gleichzeitige Analogie für die Verarbeitung dieser gesellschaftlichen Vorstellungen in einer anderen Kunstgattung sei nur kurz auf ein (im Nachrichtenblatt 19, 1990, S. 7 veröffent-

lichtes) Wandgemälde Adolf Riedlins in der Kantine der Freiburger Stadtwerke verwiesen: Auch hier ist das Thema die Einordnung des Einzelnen unter eine gemeinsame Sache und unter einen Führer – gleichsam ein Grundprinzip völkischer Gesellschaftsordnung.

Was erfahren wir hier über die damals gültigen Vorstellungen von Denkmalpflege, von ihren Aufgaben und Methoden? In unserer Disziplin lassen sich ja immer wieder zwei grundverschiedene Ansätze beobachten, wobei der Unterschied im Selbstverständnis des Denkmalpflegers liegt, in der Einschätzung der eigenen Position gegenüber den Objekten, den gebauten Geschichtsquellen. Von John Ruskin über Georg Dehio bis in die Gegenwart zieht sich eine Traditionslinie, in der sich der Denkmalpfleger in einer dienenden Haltung ge-



genüber der Geschichtsquelle, dem Monument sieht: einzelne Denkmale, aber aber auch Stadtstrukturen und Stadtbilder sind demnach zunächst einmal Zeugnisse ihrer eigenen, oft komplexen und widersprüchlichen Geschichte und als solche möglichst vollständig an die Nachwelt weiterzureichen. Ein wertender Ansatz gegenüber den Objekten ist zwar auch hier unvermeidlich – wie sollte man sonst aus der Masse des Gebauten das Schützenswerte auswählen? – doch bemüht man sich darum, über objektivierbare und rationale Kriterien zu einer möglichst wenig verfälschenden Auswahl zu kommen.

Die in Freiburg in den 20er und 30er Jahren propagierte und praktizierte Denkmalpflege verkörpert in besonders eindeutiger Weise die andere Tradition unseres Faches: hier wähnt sich der Denkmalpfleger in der Hauptrolle und maßt sich eine alles entscheidende, ordnende und gestaltende Rolle gegenüber den Objekten an. Seinen Vorstellungen da-

von, wie die Geschichte – eines Ortes, eines Bauwerks – eigentlich hätte verlaufen sollen, unterwirft er die materiellen Quellen; er korrigiert vermeintlich falsch Gelaufenes, arbeitet das ihm Wichtige heraus und schafft Verlorengegangenes einfach neu. Ganze Epochen, die aus weltanschaulichen oder ästhetischen Gründen für wertlos erklärt werden, können einer solchen „Denkmalpflege“ zum Opfer fallen.

Man würde es sich wahrscheinlich zu einfach machen, wenn man das Freiburger Stadtgestaltungskonzept rundheraus als nationalsozialistisch und völkisch abstempeln würde. Eher zeigt die Analogie und Nachbarschaft der Gedanken und der gestalterischen Konzepte, auf welcher Ebene und bis zu welchem Maß es eine gemeinsame Basis zwischen Ideen und Zielen von bürgerlich-konservativen Kreisen einerseits und Nationalsozialisten andererseits gegeben hat. Allerdings gibt es zumindest einen Plan aus dem Jahr 1938 von dem städtischen Architekten Fohr, der ähnlich



■ 11 „Planung einer neuen Raumordnung für eine dem anschwellenden Kraftwagenverkehr entsprechende Verkehrsführung im Stadtgebiet“, einschließlich Aufmarschstraßen und Parteitagsgelände; 1938 vom städtischen Architekten Fohr entworfen.

wie in anderen deutschen Städten zu dieser Zeit eine Planung mit Aufmarschstraßen und einem „Parteitagsgelände“ skizziert, und nahtlos mit den stadtgestalterischen bzw. „denkmalpflegerischen“ Aktivitäten derselben Zeit zusammenpaßt (Abb. 11).

Am 27. November 1944 zerstört ein Luftangriff den größeren Teil der Freiburger Innenstadt. Noch vor Ende des Jahres 1945 ist Schlippe mit der Ausarbeitung eines Wiederaufbauplanes beschäftigt, der sich nahtlos an die Sanierungs- und Gestaltungskonzepte der Vorkriegszeit anschließt. Bei der Vorstellung seines Konzeptes vor dem Freiburger Stadtrat am 11. Dezember 1945 lehnt Schlippe einen Wiederaufbau in „radikalem neuem Geist“ ab. Dagegen sei die Absicht, sich an das alte Stadtbild anzulehnen, „auch eine selbstverständliche Folge der gesunden architektonischen Auffassung gerade der besten künstlerischen Kräfte, die ja eine pietätvolle Tradition befürworteten, freilich aber auch jede romantisch verlogene Kulissen-Architektur ablehnten. Man komme also aus historischer Überlegung und logischer Einstellung zu ... dem Ergebnis, daß die Stadt auf dem alten Grundriß derart aufgebaut werden müsse, daß die erhaltenen Baudenkmäler, wie Münster, Kaufhaus, Rathaus usw., als die hervorragenden Schmuckstücke in einem neuen Stadtgebilde ständen, das eine klare, saubere und bewußt sich unterordnende Rolle zu spielen habe“: wie die Ideen hat auch die Sprache das Kriegsende unbeeindruckt überstanden. Für Schlippe sind die Kriegszerstörungen „ein Unglück ja – aber auch eine Gelegenheit“ – eröffnet sich doch damit die Chance, nun in kürzerer Zeit und in klarerer Weise die seit den 20er Jahren ausgearbeiteten stadtgestalterischen Ziele zu verwirklichen, die durch Sanierung und Purifizierung einzelner Parzellen und Bauten nur sehr langsam durchzusetzen gewesen wären.

Die Vorteile, die die flächige Zerstörung aus der Sicht der Stadtсанierer bietet, liegen auf der Hand: Die Zerstörungssituation ermöglicht einen neuen Parzellenzuschnitt – den eine „Umlegungsbehörde“ eigentumsrechtlich abwickelt – und ein neues Verkehrskonzept. Die vorher verwinkelten und undurchdringlichen Blockinnenräume können nun großzügiger organisiert werden; in einigen Fällen gelingt es sogar, hier einen Wirtschaftshof mit gemeinsamer Anlieferung einzurichten. Wichtige Veränderungen, die sonst sicherlich an eigentumsrechtlichen Problemen gescheitert wären, sind nun möglich: zum einen können nun Arkaden für die

Neubauten entlang der Kaiser-Joseph-Straße vorgeschrieben werden, zum anderen werden, beispielsweise in der Bertoldstraße, die Fassadenfluchten erheblich zurückgenommen, um die Querachse des „Zähringerkreuzes“ aufzuweiten. Beide Ideen basieren übrigens auf der baugeschichtlichen Forschung Hamms; ihre Ausführung ist gleichsam eine sich selbst bestätigende Interpretation der Freiburger Stadtbaugeschichte. Hamm postulierte das „Zähringerkreuz“ im Stadtgrundriß: Im Freiburger Stadtbild der Nachkriegszeit ist es – dank der starken Aufweitung vor allem der Bertoldstraße – plötzlich deutlich nachvollziehbar. Die Arkaden gab es zwar in Freiburg nicht, aber andere Zähringerstädte haben sie, was ihre Einführung legitimiert: somit erkennt man heute die gestalterischen und typologischen Gemeinsamkeiten dieser Städtefamilien weit besser als früher. Kein Wunder, daß K. Gruber über den Freiburger Wiederaufbau – ganz ohne Ironie – urteilt, die Stadt sei damit „freiburgerischer als vor der Zerstörung“.

Die Probleme, die Schwachstellen des Konzeptes liegen indessen auf der gestalterischen Ebene und sind in seiner Entstehungsgeschichte begründet: ein denkmalpflegerisch motiviertes Konzept, das auf schrittweise gestalterische Verbesserungen an einer dichten historischen Baustruktur zielte, ist zur Grundlage für schnellen und flächendeckenden Neubau gemacht worden. Dafür ist es jedoch nur mäßig geeignet – kein Wunder, ist doch der Grund seiner Existenz, nämlich die dichte mittelalterliche Baustruktur, weitgehend abhanden gekommen.

Vor dem Krieg ging es darum, die vermeintlich zu laute äußere Gestaltung der (im Kern meist selbst historisch wertvollen) Durchschnittbauten zwischen den anerkannten Baudenkmalern – also sozusagen die Füllarchitektur zwischen den Dominanten – soweit zu entschärfen, daß wieder ein hierarchisch deutlich geordnetes Stadtbild erkennbar würde: im damaligen Verständnis eine denkmalpflegerisch motivierte Aktion. Rundum erfolgreich ist später das Wiederaufbaukonzept denn auch dort, wo es nur um das unauffällige Schließen von Lücken ging, wo also tatsächlich nur Füllarchitektur – entsprechend der ursprünglichen Logik – produziert zu werden brauchte.

Unzulänglichkeiten offenbart das Konzept dort, wo große Flächen zerstört und ganz neu zu bebauen sind. Die Neubauten der unmittelbaren Nachkriegszeit, beispielsweise an der

Hauptgeschäftsstraße, orientieren sich an den Leitlinien für die Füllbauten und erzeugen daher gerade in der Ansammlung nur ein recht einförmiges, wenig ausdrucksstarkes Bild: ihnen fehlt das historische Umfeld. Wenigstens einige gestalterisch herausragende, repräsentative Bauten, städtebauliche Dominanten, wären als Tragegerüst notwendig – aber neue Dominanten zu schaffen, ist weder Schlippe noch den Architekten seines Umkreises gegeben: In einer städtebaulichen Auffassung, die alle neue Architektur den Baudenkmalern unterordnet, sind neue Dominanten ein Widerspruch in sich.

So hat die Rekonstruktion von völlig zerstörten Baudenkmalen eine entscheidende Bedeutung für das Funktionieren des städtebaulichen Konzeptes. Sie gelingt nicht überall und oft erst sehr spät. Mit dem Kageneckschen Haus am Bertoldsbrunnen (Abb. 12) wird im Zentrum der Innenstadt ein erster Versuch unternommen, der auf halbem Wege zwischen Rekonstruktion und konservativer Neuschöpfung verharret. Die äußerlich mehr oder weniger getreu wiederhergestellten Bauten – in erster Linie das Großherzogliche Palais (1965), das Kornhaus (1970), die Gerichtslaube (1975) und die Deutschordenskom-

mende (1986, Abb. 13) – erfüllen ihre stadtgestalterische Funktion in ihrem jeweiligen Wirkungskreis, aber in weiten Bereichen, vor allem im nördlichen Teil der Altstadt, gab es kaum Bauten, die nach damaliger Einschätzung als Denkmale galten. Für die Wiederherstellung des einzigen nennenswerten Einzelobjektes hier, des schon im 19. Jahrhundert profanierten und umgebauten Predigerklosters in Unterlinden, hatte sich Schlippe lange, aber letztlich vergebens eingesetzt. So ist es kein Wunder, daß der Wiederaufbau in diesen Quartieren – wohl auch nach Einschätzung seiner Väter – eine Zone städtebaulicher Langeweile erzeugt hat. Dies gilt auch für den größten Teil der Kaiser-Joseph-Straße, die vor allem durch ihr geschäftiges Treiben gerettet wird (Abb. 14).

Doch auch der Mißerfolg des Freiburger Wiederaufbaukonzeptes ist nur ein relativer: Totale städtebauliche Ödnis hätte die progressive Architektenfraktion mit ihren Entwürfen garantiert. Am Karlsruher Lehrstuhl von Otto Ernst Schweizer, den Schlippe schon 1947 als Hauptkontrahenten fürchtete und von dem, nebenbei bemerkt, mit dem Kollegiengebäude II der Universität (1959) eine der wirkungsvollsten städtebaulichen Domi-

■ 12 Das Haus Kapferer am Bertoldsbrunnen wurde seinem zerstörten Vorgänger beim Wiederaufbau relativ frei nachempfunden.

■ 13 Die Fassade der ehemaligen Deutschordenskommande wird unter Verwendung originaler, geborgener Teile rekonstruiert (1986).





■ 14 Die Bebauung im Stadtzentrum aus den 50er Jahren, hier beim Bertoldsbrunnen, ordnet sich den Vorgaben des Wiederaufbaukonzeptes unter.

nanten in der Altstadt stammt, entstanden im Sommer 1949 vierzehn Entwürfe für den Wiederaufbau Freiburgs, die durchweg sehr selbstbewußt mit dem historischen Ort umsprangen (Abb. 15): sie hätten den ortsspezifischen Charakter, den das konservative Konzept wenigstens in verdünnter Form hat bewahren können, gründlich ausgetrieben.

Es ist offenkundig, daß Schlippes stadtgestalterische Leitlinien bald nach seiner Pensionierung als Leiter des städtischen Wiederaufbaubüros im Jahr 1951 an Verbindlichkeit verloren. Bis heute vorgeschrieben blieb das relativ steile Sattel- oder Walm-dach, auch wenn einzelne Architekten – etwa beim Geschäftshaus Herder (1968 von Herbert F. Kaspar) – es so zu kaschieren verstanden, daß der Eindruck eines Flachdachs vermittelt wurde. Nur die staatlichen Neubauten, vor allem die für das Universitätszentrum, konnten sich erlauben, sich selbst diesem Diktat zu entziehen. Weitgehend befolgt wurde auch die Vorschrift, ein kräftiges Traufgesims anzubringen. Dagegen wurde natürlich sehr bald nicht mehr in traditioneller Technik mit massivem Ziegelmauerwerk gebaut, sondern es entstanden moderne Stahlbeton- bzw. Stahlskelettbauten, die nur mehr oder weniger anpassender verkleidet wurden. Dabei nahm man sich bald bei der Gestaltung der Fassadenflächen und bei der Größe, Proportionierung und Anordnung der Fenster große Freiheiten heraus und entfernte sich immer mehr von den rigiden Vorstellungen Schlippes. Nur recht wenige, vor allem die frühesten Häuser des Wiederaufbaus werden Schlippes Konzept vollständig gerecht und veranschaulichen es im heutigen Straßenbild (Abb. 16).

Den Bogen von der denkmalpflegerischen Motivation des Schlippeschen Konzeptes zum heutigen Umgang mit demselben schlagend, ist zum Abschluß die Frage nach dem Denkmalwert der Freiburger Wiederaufbauarchitektur und nach dem denkmalpflegerischen Umgang mit ihr zu stellen. Das Konzept und seine Geschichte vermögen so viele Informationen und Einsichten über Architektur und Städtebau der Mitte unseres Jahrhunderts und ihre gedanklichen Hintergründe zu vermitteln, daß dieser Quellenwert sicherlich auch Denkmaleigenschaft im Sinne des Denkmalschutzgesetzes begründen kann. Aber wie soll man aus der Vielzahl gleichartig gemeinter Einzelbauten diejenigen bestimmen, denen man im Sinne des Gesetzes Denkmaleigenschaft zuerkennt? Das Bild der Freiburger Innenstadt steht als Gesamtanlage im Sinne von § 19 DSchG unter Schutz, und man kann sicherlich davon ausgehen, daß das vom Wiederaufbaukonzept geprägte Erscheinungsbild der Stadt grundsätzlich akzeptiert und ungefährdet ist. Innerhalb dieses Stadtbildes haben sich als Kriterien für die Ausweisung von einzelnen Kulturdenkmälern, denen der volle Schutz des Denkmalschutzgesetzes zugestimmt wird, insbesondere drei Gesichtspunkte herausgeschält:

- es sollte sich um frühe Beispiele handeln;
- sie sollten von Schlippe selbst bzw. von Architekten aus seinem engeren Umkreis stammen;
- sie sollten so weit wie möglich im authentischen Bestand und Erscheinungsbild erhalten sein.

Diese Kriterien treffen letztlich nur auf eine Handvoll Bauten zu, aber im Kontext eines aus recht gesichtslosen

■ 15 Ein am Lehrstuhl O. E. Schweizers in Karlsruhe entstandenes „progressives“ Wiederaufbaukonzept sah um das Münster nur gleichförmige Zeilenbauten vor.



■ 16 Das Haus Bohny, einer der frühen, auch im Detail noch handwerklich-traditionell durchgearbeiteten Neubauten im Stadtzentrum, ist ein Beispiel für die relativ wenigen Einzel-Kulturdenkmale des Wiederaufbaus in Freiburg.



Bauten zusammengesetzten, essentiell ungefährdeten Gesamtbildes dürfte es angezeigt sein, sich mit dem Denkmalschutz im engeren Sinne auf wenige, wirklich dichte Objekte zu konzentrieren.

Herrn Baudirektor Paul Bert, Stadtplanungsamt Freiburg, danke ich für die Überlassung einer Fotografie der erwähnten Postkarte.

#### Literatur:

Ausstellungskatalog „Freiburg 1944–1994. Zerstörung und Wiederaufbau“. Freiburg i.Br. 1994; vor allem die Beiträge von B. Vedral, P. Bert und J. Stadelbauer auch mit weiterführenden Literaturangaben.

B. Vedral: Altstadtsanierung und Wiederaufbauplanung in Freiburg i.Br. 1925–1951 (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i.Br. 8), Freiburg 1985.

**Dr. Leo Schmidt**  
Brandenburgische  
Technische Universität  
Lehrstuhl für Denkmalpflege  
Karl-Marx-Straße 17  
03044 Cottbus